

(Nachdruck verboten.)

141

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Schlieben war empört. „Du sollst gegen Untergebene manierlich sein! Gerade weil sie dienen müssen, sollst Du höflich sein! Hörst Du?“ Und er faßte den Jungen mit kräftiger Hand, zog ihn übers Knie und gab ihm die wohlverdienten Schläge.

Die Zähne zusammenbeißend, ohne Laut, ohne Träne, ließ Wolfgang die Strafe über sich ergehen.

Aber der Mutter fiel jeder Schlag aufs Herz. Sie war selber wie geschlagen, ganz zerschlagen. Als ihr Mann nach dem stürmischen Mittagessen seine Siesta hielt, rauchte, die Zeitung las und ein wenig dabei einnickte, schlich sie hinauf zur Kinderstube, in die der Junge eingeschlossen worden war. Ob er weinte?

Sacht drehte sie den Schlüssel — er kniete auf dem Stuhl am Fenster, die Nase platt an die Scheibe gedrückt, und sah aufmerksam hinaus in den Schnee. Er bemerkte sie gar nicht; da zog sie sich vorsichtig wieder zurück. Sie ging wieder hinunter, aber sie fand nicht die innere Ruhe, um in ihrem Zimmer zu lesen; auf leisen Sohlen, wie rasilos, glitt sie durchs Haus. Da hörte sie, mitten zwischen Tellergeklapper, in der Küche Lisbeth zur Köchin sagen: „Das lasse ich mir denn doch nicht gefallen! Von so 'nem Bengel nicht! Was hat denn der hier zu suchen?“

Von einem lähmenden Schrecken befallen, stand Käthe starr: was — was wußte die?! Es wurde ihr glühend heiß und dann eilig kalt. „Von so einem Bengel nicht — was hat der hier zu suchen?“ — o, um Gottes willen, so sprach die?!

Sie lief wieder hinauf zur Kinderstube; dort kniete Wölschen noch immer am Fenster.

Hier hemmte noch keine Nachbarvilla die Aussicht: man sah von diesem Fenster aus ein großes Stück unbebautes Feld, auf dem sommers Löwenzahn und Brennessel zwischen wilhem Gederich im Sande vegetierten, jetzt aber Schnee lag, hoch und rein, von keinem Fußtritt berührt. Es dunkelte schon der frühe Winterabend, nur dies weiße Feld schimmerte noch, und im bleichen Schein der Schneehelle dückte der Mutter des Kindes Gesicht sehr blaß.

„Wölschen!“ rief sie sanft. Und dann: „Wölschen, wie konntest Du zu Lisbeth sagen: „Gans“ und „Halte Dein Maul?!“ O pfui! Woher hast Du das?“ Sie fragte es leise-traurig.

Da drehte er sich nach ihr herum, und sie sah, wie seine Augen brannten. Es flackerte darin wie eine geängstete, unruhige Sehnsucht.

Sie sah auch das, und ganz gegen alle Regel der Pädagogik öffnete sie die Arme und flüsterte — als es ihr entflohen war, war ihr's selbst nicht klar, warum sie es gesagt hatte, hatte er doch alles, alles, was sein Herz begehrte — flüsterte: „Du armes Kind!“

Und er lief in ihre Arme.

Sie hielt sich umfassen, Herz klopfte an Herz; sie waren beide traurig, aber keiner von ihnen wußte, warum er selber so traurig, und auch nicht, warum der andere so traurig war.

„Es sind nicht die Schläge,“ murmelte er.

Sie strich ihm mit glättender Hand das straffe Haar aus der Stirn; sie fragte ihn jetzt nicht mehr. Denn — stieg dort aus dem Schneefeld nicht etwas auf, schwebte am Fenster empor und legte den Finger auf die Rippen: „Still, nicht fragen, nicht daran rühren?“

Aber sie blieb bei ihm und spielte mit ihm, ihr war, als dürfe sie ihn heute nicht allein lassen. Ja, sie mußte sich von jetzt ab überhaupt noch mehr um ihn kümmern! Wie eine Last fiel es ihr plötzlich auf die Seele: sie hatte ihn schon viel zu viel sich selber überlassen! Aber dann tröstete sie sich wieder: er war ja noch so jung, er war ja noch ganz weiches Wachs, das sie formen konnte, wie sie wollte! So am Fenster stehen und mit so brennenden Augen hinaus ins öde Feld starren, durfte er nie mehr! Nach was sehnte er sich? Hatte er denn nicht Liebe die Fülle? Und alles andere, was ein Kinderherz erfreut?!

Sie sah sich um in seinem hübschen Zimmer; da waren so viele Spielsachen aufgestapelt: Eisenbahnen und Dampfschiffe, Bleisoldaten und Bilderbücher und die allerneuesten Spiele.

„Komm, wir wollen spielen,“ sagte sie.

Da war er gleich dabei; sie erstaunte, wie rasch er seinen Kummer vergessen hatte. Gott sei Dank, er war doch noch ein ganz ahnungsloses, harmloses Kind! Aber mit welcher Unrast er die Spielsachen durcheinander warf! „Das ist dumm“ und „das ist langweilig“ — nichts fesselte ihn recht. Sie war bald ganz erschöpft von allem Vorschlagen und zu dem und jenem Spiel animieren; sie glaubte nicht, daß sie je selber als Kind so schwer zu befriedigen gewesen war. Zehnmal schon hatte sie aufstehen wollen und fortgehen — nein, jetzt hielt sie's wirklich nicht mehr aus, der Kopf war ihr ganz toll, ihre Nerven sträubten sich, es war wahrhaftig leichter, am Kochherd zu stehen oder Hausarbeit zu verrichten, als mit einem Kind zu spielen! — aber zehnmal hielt ihr Pflichtgefühl sie wieder fest und ihre Liebe.

Sie durfte ihn nicht allein lassen, denn — mit dumpfer Angst fühlte sie's — denn dann kam jemand anders und nahm ihn ihr fort!

Bläß und abgemattet blieb sie bei ihm sitzen; er hatte sie sehr gequält. Zuletzt fand er, ganz vergessen im Winkel des Spielschranks, ein wolliges Schäfchen, ein nur mehr dreibeiniges, zerzaustes, altes Spielzeug aus seiner ersten Kinderzeit. Damit vergnügte er sich; das machte ihm mehr Spaß als die anderen kostbaren Sachen. Wie ein ganz kleines Kind saß er auf dem Teppich, hielt das Schaf zwischen den Knien und streichelte es.

Als er endlich im Bette lag, sah sie noch bei ihm und hielt ihm die Hand. Sie sang, wie sie ihn so oft eingesungen hatte:

„Schlaf, mein süßes Kind,
Draußen geht der Wind,
Höre, wie der Regen fällt
Und wie Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen —“

Zimmer leiser hatte sie gesungen; jetzt glaubte sie ihn eingeschlafen, da riß er ungestüm seine Hand aus der ihrigen: „Hör auf mit dem Lied! Ich bin kein kleines Kind mehr!“

Es war ein Glück, daß er in der Grunewaldkolonie keine Strazenjungen gab, sonst hätte Wölschen sicherlich mit denen gespielt; so waren es doch nur Portierkinder. An bestem Verkehr fehlte es ihm freilich nicht; von Schulkameraden, deren Eltern gleich den seinen in Villen wohnten, wurde er eingeladen, und auch die Berliner befreundeten Familien, die es gerne sahen, wenn ihre Kinder an Ferientagen hinaus konnten in den Grunewald, forderten ihn zu fleißigem Besuche auf.

Alle Kinder kamen gern in den schattigen Garten, wo Tante Schlieben immer so freundlich war. Kuchen und Obst gab's da genug und Reisen und Bälle und Kroket und Tennis, Regel und Turngeräte. An sonnigen Nachmittagen stieg helles Gelächter und Gekreisch bis hoch hinauf in die grünen Wipfel der Kiefern, aber — Frau Käthe sah's mit Befremden — ihr Junge, der sonst doch immer so wilde, war dann der stillste. Er machte sich nichts aus dem Besuch. Die Knaben in weißen und blauen Matrosenanzügen, deren frische Gesichtser so wohlgefittet über blendenden Kragen erhoben, waren ihm nicht lieb; er gewann keine rechte Fühlung mit ihnen. Am liebsten wäre er davongelaufen, da weit draußen hin, wo niemand anders ging, als ab und zu mit einem großen Sack ein Strolch, der mit seinem Drahthaken jedes Stullenpapier wendete, um zu sehen, ob vom Sonntag nicht vielleicht doch etwas Kostbares übrig geblieben sei. Dem hätte er gern geholfen. Oder Kienäpfel in den großen Sack gesammelt.

Aber Freunde hatte Wolfgang doch auch. Da war Hans Flebbe — sein Vater war Kutscher bei dem Bankier, der schrägüber die prachtvolle Villa hatte und im Winter in der Bellevuestraße in Berlin wohnte —, da waren auch noch Artur und Frieda; aber deren Eltern waren nur Portierleute

in einer Mietvilla, die von verschiedenen Parteien bewohnt wurde.

Sobald diese drei aus der Schule nach Hause gekommen waren, fanden sie sich vor der Schlieben'schen Villa ein; sie waren nicht wegzutreiben, geduldig warteten sie, bis Wolfgang sich zu ihnen gesellte.

„Mit meinem Hans ist er wie 'n Bruder,“ pflegte der Kutscher zu sagen und Wolfgang immer mit einem ganz besonders herablassenden Peitschenschwippen hoch vom Hof zu begrüßen. Und die Portierleute stellten befriedigt fest: „Was er, der olle Schlieben is, der faßt immer an 'n Gut, und sie, die Knädige, krüht auch immer sehr freundlich, aber was der Kleene is, der is doch noch ganz anders!“

Es waren wilde Spiele, bei denen Frida ganz als Junge gerechnet wurde, die die vier Kameraden spielten: Nachlaufen, Versteck, am liebsten Räuber und Gendarm. Ha, wie Wolfs, des Räuberhauptmanns, Augen funkelten, wenn er dem Gendarmen, Hans Flebbe, einen Tritt gegen den Bauch gab, daß der hintenüber zu Boden fiel und vor Schmerz eine Weile starr liegen blieb.

„Ich habe ihn erschossen,“ sagte er stolz zu seiner Mutter.

Käte, durch das wilde Schreien der Kinder, die auf dem unbebauten Feld hinter der Villa rasten, ans Fenster gerufen, hatte ihren Knaben hereingewinkt. Widerwillig war er gekommen; aber er war doch gekommen. Jetzt stand er atemlos vor ihr, und sie strich ihm das feuchte Haar aus dem schweißüberströmten Gesicht: „Wie siehst Du aus?! Und hier — sieh mal!“

Vorwurfsvoll wies sie auf seine weiße Bluse, die war von oben bis unten beschmutzt. Wo um alles in der Welt nur hatte er sich gefiebt, es gab ja hier gar nicht solche Pfützen?! Und die Hose! Das rechte Bein war der Länge nach aufgeschlitzt, das linke zeigte am Knie ein dreieckiges Loch.

„Bah, das machte nichts! Schon wollte er wieder fortstürmen, er zitierte vor Ungeduld: die Kameraden hockten ja hinterm Busch, die trauten sich nicht eher heraus, als bis er, ihr Hauptmann, wieder bei ihnen war! Er wehrte sich gegen die haltende Hand; aber sein Sträuben half diesmal nichts, der Vater kam aus dem Nebenzimmer.

„Du bleibst hier! Psui, schäme Dich, Dich der Mutter zu widersehen! Marsch, auf Dein Zimmer, mach Deine Schularbeiten für morgen!“

Schlieben sagte es barsch. Es hatte ihn empört, zu sehen, wie der Junge sich mit Händen und Füßen der zarten Frau widersetzte.

„Du Rüpel, ich will Dich lehren, wie man mit seiner Mutter umgeht! Hier“ — er packte ihn ins Genick und schleifte ihn wieder näher heran — „hier, bitt ab, küsse der guten Mutter die Hand! Und versprich, daß Du nicht mehr so wilden wirst, wie ein Straßenjunge! Boran — nun, wird's bald?!“

Die Hornesader auf des Mannes Stirn fing an zu schwellen. War das ein hochiger Bengel! Da stand er, die Bluse vorn auseinander gerissen, daß man das Fliegen der verschwitzten Brust sah — noch hatte er nicht ruhigen Atem gefunden, er keuchte noch vom wilden Lauf — und sah so verwildert aus, so verwüstet, so gar nicht wie guter Leute Kind! Das ging nicht länger so!

„Du wirst nicht mehr so toben — nie mehr — hörst Du?“ sprach der Vater streng. „Ich verbiete es; spiele andere Spiele! Du hast Deinen Garten, Turngeräte, hundert Sachen, um die Dich andere beneiden würden. Und jetzt voran, bitte ab!“

Der Knabe ging zur Mutter. Sie kam ihm auf halbem Wege entgegen, sie hielt ihm schon die Hand hin. Er küßte diese, er murmelte auch: „Ich will es nicht wieder tun,“ aber Schlieben hörte keine Reue heraus. Es war etwas in dieser verdrossenen Art, das ihn reizte. Und er ließ sich hinreißen. „Das war keine Abbitte! Wiederhole die Bitte um Verzeihung — und deutlich!“

Der Knabe wiederholte sie. „Und nun versprich, daß Du nicht mehr so toben wirst! „Liebe Mutter, ich verspreche“ — nun?!“

Kein Wort, kein Versprechen. „Was soll das heißen?“ Aufser sich schüttelte Schlieben den Jungen. Der aber preßte die Lippen aufeinander. Von unten herauf traf ein Blick seiner dunklen Augen den Vater. Frau Käte fing den Blick auf — o Gott, das war der Blick — jener Blick — der Blick des Weibes!

Schüßend hielt sie beide Arme über den Knaben: nicht, nicht, o nicht ihn reizen! Sie zog ihn näher zu sich und legte

ihre Hände über seine Augen, daß er sie schließen mußte, und flehte dabei mit den Blicken ihren Mann an: Geh, geh Du!

Schlieben ging, aber er schüttelte unwillig den Kopf. „Du wirst sehen, was Du aus dem Jungen erzieht!“ Drohend hob er noch einmal die Hand: „Zunge, ich sage Dir, Du wirst parieren!“ Und dann machte er die Tür hinter sich zu — nicht einmal seine Mittagsruhe konnte man mehr ungestört halten!

Vom Nebenzimmer aus hörte er die Stimme seines Weibes. Die klang so weich und dabei zitternd, wie in geheimer Angst: „Wölschen, Wölschen, bist Du nicht mein gutes Kind?“

Keine Antwort. Herr des Himmels, dieser heillose Rüpel, hatte er auf diese Frage, in diesem Ton, keine Antwort?!

Nun wieder die weiche, zitternde Stimme: „Wilst Du denn nicht mein gutes Kind sein?“

Wenn der Bengel jetzt nicht antwortete, dann —! Dem wider Willen Zuhörenden stieg das Blut zu Kopf, es zuckte in seinen Fingern, er wollte aufspringen, wieder hineineilen und — aha, jetzt mußte er geantwortet haben! Freilich wohl nur durch ein stummes Nicken, aber Kätes Stimme klang innig erfreut: „Siehst Du, ich wußte es ja, Du bist mein gutes Kind, mein geliebtes Kind, mein — mein —!“

Nun, das war wahrhaftig auch nicht vonnöten, daß, nachdem der Junge eben noch so ungezogen gewesen war, Käte jetzt solche Liebestöne an ihn verschwendete! Und geküßt mußte sie ihn haben, umarmt! Ihre Stimme war erstorben wie in einem zärtlichen Hauch.

Nun hörte Schlieben gar nichts mehr; kein Rauschen ihres Kleides, kein Laut — aha, jetzt flüsterte sie wohl in ihn hinein?! Wie sie den Bengel verwöhnte!

Doch jetzt — ein leises Weinen! War das noch Wolfs etwas harte, trohige Knabenstimme? Wirklich, er weinte jetzt laut, und unterm Schluchzen stieß er kläglich hervor, kaum, daß man's verstehen konnte: „Ich mußte ihn — aber doch erschrecken — er ist doch der Gendarm!“

Und nun war alles wieder still. Schlieben nahm die Zeitung auf, die er vorhin weggeworfen hatte, und begann zu lesen. Aber er war nicht recht bei der Sache, hartnäckig wanderten seine Gedanken immer wieder ins Nebenzimmer. War der Bengel nun vernünftig, sah er seine Ungezogenheit ein? Und war Käte nicht gar zu schwach?! Es war nichts, gar nichts mehr zu hören. Oder doch — knarrte jetzt drinnen nicht die Tür? Nein, Täuschung, alles still!

Nachdem Schlieben noch eine Weile gemartet hatte, ging er hinüber. Da war es in der Tat sehr still, denn Käte war ganz allein. Sie saß am Fenster auf dem erhöhten Tritt, hatte die Hände in den Schoß gelegt und sann vor sich hin. Sie schien ganz abwesend.

„Wo ist der Junge?“ Erschrocken fuhr sie zusammen und hob wie abwehrend beide Hände.

Nun sah er, daß sie blaß war. Der Aerger mit dem Jungen hatte sie doch wohl sehr angegriffen — wart', das sollte er büßen, doppelt so viel Exempel rechnete er heute zur Strafe!

„Ist der Junge bei der Arbeit?“ Sie schüttelte den Kopf und errötete. „Nein!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hofgänger.

Von Gustav Weber.

Ueber das umgestülpte Scheffelmaß hatte er ein paar Säde gebreitet, darauf sah er und drehte die Kuchenmühle. Polternd fielen die zerbrochenen Leinwaden auf die Dielen des geräumigen Getreidebodens. Von Zeit zu Zeit, wenn der Haufen unter der Maschine zu groß wurde, stand er auf und brachte die Stüde mit der Schaufel an die Seite. Das Stehen wurde ihm noch sauer; war es doch erst die zweite Woche, daß er nach monatelanger, schwerer Krankheit wieder arbeitete.

Er ließ die Hand sinken, und hielt ein Weilschen mit der Arbeit inne. Sein Auge suchte unwillkürlich die schmale Bodenlute, und sinnend blickte er in den regenstärkeren, herbstlichen Himmel. So ruhelos und häßlich wie die grauen Wolken dort oben war auch sein Leben gewesen. — Jetzt war es schon bald ein Jahr her, daß er sich von Berlin hatte hier heraus, nach Mecklenburg, verschiden lassen. Damals hatte er allerdings nicht gedacht, daß

sein Aufenthalt hier länger als ein paar Monate dauern würde. Weiter hatte er gewollt. An die See. In irgend einem Badeorte würde er schon Beschäftigung in seinem Beruf als Kellner gefunden haben.

Aber Berlin! Das war der Anfang seines Unglücks gewesen. Die Millionenstadt hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. . . . Warum er gerade nach Berlin käme, da gäbe es auch keine Arbeit, hatte der Richter zu ihm gesagt, als er wegen Bettelns seine erste Strafe, ein paar Tage Haft, erhielt. . . . Und dann hatte er die Hilfe des frommen Vereins in Anspruch nehmen müssen und sich auf's Land verschicken lassen. Halb willenlos, vom Glend zermürbt, nur um nicht länger auf der Straße zu liegen. . . . Und hier mußte ihn nun wieder die Krankheit festhalten. Pech! Nichts als Pech! Nun hatte er seine Hoffnung auf das nächste Frühjahr gesetzt. Aber dann mußte er weiter, mochte es kommen wie es wolle.

Da slog die Tür auf. Mechanisch fing er an zu drehen und sah sich um.

„Martha, Mädel, hab' ich mich erschrocken!“

„Da, id hew kein Tid! Tred Di dat an, bi dat Bettel kannste nich mehr so gahn!“ Sie warf ihm ein zusammengerolltes Päckchen hin, und ehe er es sich versah, war sie wieder verschwunden. Auf Strümpfen war sie gekommen; er hatte nichts gehört.

„Na, was wird denn das, wenn's fertig ist?“ sagte er vor sich hin, während er das Päckchen auseinanderwickelte. „Das ist 'n Hemd! Und gar kein schlechtes! Aber — das ist doch eins von dem alten Eidolt, der hat so 'ne diden, blaugestreiften.“ fuhr er erstaunt in seinem Selbstgespräch fort. „Das hat das Mädel unten weggenommen. So 'n Leichtsin! Das hat doch gar keinen Zweck, die Eidolts werden's ja doch bald vermissen!“ — Martha hat es ja ganz gut gemeint; und sie hat schließlich gar nicht so Unrecht, sie weiß, was ihm fehlt. . . . Aber wissen denn die anderen das nicht auch! Das wissen doch die Eidolts, und alle, die hier auf dem Gutshof sind, eben so gut wie Martha. Und kein einziger hatte sich jemals bewegt, ihm zu helfen. . . . Und nun sollte er 'n gestohlenes Hemd anziehen. . . . An einem Hemd zum Spühbuben werden. . . .

„Nein! Ich bin doch kein Lump! Und wenn ich so weit runter gekommen bin, daß ich kein ganzes Stück Zeug mehr auf dem Leibe habe, so bin ich schließlich nicht allein Schuld daran! Sollten sie doch besseres Lohn zahlen, damit man sich wenigstens das Allernötigste schaffen kann!“

Die ganze Erbärmlichkeit seiner Lage war ihm jetzt, wie schon so oft vorher, klar ins Bewußtsein gerufen worden. Er stand auf, nahm das Hemd und verstaute es unter die Kornsäcke, die auf einer langen biden Stange quer über dem Boden hingen. Seine Hände zitterten vor Erregung. Das mußte sie im Laufe des Nachmittags wieder herunter holen, sobald sie könnte. Der Verdacht würde ja doch nur auf sie fallen; es käme ja sonst niemand in die Stube, dachte er.

Er begann wieder die Mühle zu drehen, aber die Arbeit wollte gar nicht mehr schmecken. Rikmutig, unzufrieden mit sich und der Welt stand er auf und schaufelte die zerbrochenen Leintücher an die Seite. Wütend stieß er die Schaufel auf die Diele. Und im nächsten Augenblick ärgerte er sich wieder, daß er so kindisch wäre und seinen Zorn an einem Gegenstande kühlen wolle. Da klang Pferdegetrappel vom Hof herunter. Die Knechte kamen vom Pflügen heim. Es war Mittag. So schnell es nur gehen wollte, machte er sich auf den Weg. Er mußte Martha treffen und ihr seine Meinung wegen des Hemdes mitteilen. Als er die Treppe zum Hausflur hinunterging, hörte er heftiges Stimmengewirr in der Eidoltschen Wohnung.

„Dei mot insitten! Dei mot insitten!“ schrie der Alte. Dazwischen klangen die Worte seiner Kocher, der Ramsell, und hin und wieder auch Marthas Stimme. Franz stuchte. Nun war's schon raus! In ihrer Gutmütigkeit hatte sie es getan, und in ihrem Leichtsin hatte sie überhaupt nicht an die Folgen gedacht. Er kannte Martha.

Hinter dem Schaffal blieb er stehen. Hier mußte auch sie vorbeikommen. Aufgeregt, wie er war, merkte er gar nicht, daß der feine, anhaltende Regen schon durch die alte, blaue Wolljacke bis auf seine Haut durchgedrungen war. Endlich kam Martha. Wie ein Fohlen sprang sie über die Wasserpfützen, und lachend rief sie: „Au, Franz, Oll Eidolt is bösl!“

„Na, und Du lachst! Hast wieder was schönes angerichtet! Das ist gar nicht zum lachen. Dich hann se im Verdacht, und morgen weiß es der ganze Hof. Und was wird denn dann Dein Onkel dazu sagen, Dein Vormund? Du hast es ja ganz gut gemeint, hast mir helfen wollen, das weiß ich wohl, aber was scheren sich die anderen darum!“

„Oh, id hew seggt, id weit von nig! Un dorbi blieb id.“

„Ich will Dir was sagen, Martha, es ist schon das Beste, Du holst das Unglückshemd wieder runter, sobald Du kannst, und steckst es hin, wo Du's hergenommen hast. Ich würde es ja überhaupt nicht tragen. Nun lauf nur zu, damit uns nicht noch jemand sieht. Und Nachmittag vergiß nicht!“

„Na ja, Franz, id komm un hal et wedder raff!“ Dann lief sie, daß die Röcke und die blaugedruckte Schürze auf und nieder flogen.

Aber als sie am Nachmittag wieder zur Arbeit gingen, kam Martha nicht wieder zu den häuslichen Arbeiten, sondern sie mußte mit den anderen Hofgängern auf das Feld zum Rübenaufladen. Das war der erste Schlag.

Und Franz wartete und wartete. Einmal kam ein Knecht, dem mußte er helfen beim Futtereinmessen. Er hätte ihn fragen können, aber um jeden Schein zu vermeiden, hatte er es lieber unterlassen. Er ahnte es wohl, warum Martha nicht kam, und als es dunkel wurde, da war es ihm Gewißheit geworden. Da machte er sich dabei und zog das Hemd an. Wenn sie es nicht wieder holen könnte, dann sollte es auch bei ihm niemand sehen, dann würde er es vernichten. So machte er sich auf den Heimweg. Hinter dem Schaffal wollte er auf sie warten.

Truppweise zogen die Tagelöhner in ihren langen, blauleinenen Kitteln an ihm vorüber. Kräftige Gestalten, die Hüte tief in die Gesichter gedrückt. In der Dunkelheit schienen sie alle einander ähnlich zu sehen. Martha kam noch nicht. „Na, Franz, willst Du Di unsen lütten Hemdenbeeb ook eens ankieken? Denn täum man noch 'n beten, hei kimmt do achter!“ rief einer der letzten ihm zu. Da sahen sich alle um und lachten.

Und endlich kam Martha, langsam und verschüchtert.

„Na, Martha, was war denn nu heut Nachmittag los? Du bist ja so still und gehst ganz für Dich allein.“ frug Franz, als sie langsam neben ihm herging.

„Ach, Franz, Oll Eidolt is doch 'n bösen, schlechten Mensch! Tau alle Lüt hat hei dat nu all vertelt. Un'n Herrn Baron, un'n Herrn Pastor will hei dat ook noch seggen. Dat holl id nich, ut!“ Sie weinte.

„Eidolt is nich schuld. Du selbst. Hättest es eben nicht tun sollen!“

Franzens Worte klangen hart.

„Oh, min Gott! — Ich geh van Nacht in't Water, id geh in't Torjmoor!“ seufzte Martha auf.

Franz blieb stehen und faßte ihre Hand. Wie der Nagelaut eines gefangenen Vogels hatte dieser Schrei geklungen. Diese stumpfsinnigen Gesellen waren fähig, ein junges, schönes Wesen wegen eines dummen Streiches unglücklich zu machen. Und Martha war eine Waise. Als Tagelöhnerkind hier im Gutbezirk geboren, war sie doch vollständig auf diese Leute angewiesen und von ihnen abhängig. Er wollte, mußte ihr helfen.

„Martha sei vernünftig und mach keine Dummheiten!“ Franz gab sich Mühe, ruhig zu scheinen. „Morgen wird Dir kein Mensch mehr wehe tun, verlaß Dich auf mich! Jetzt geh' nur ruhig nach Hause und hab' keine Angst. Ich werde Dir helfen.“ Noch ein Händedruck, dann gingen sie auseinander.

Als Franz heut etwas später als sonst zum Abendessen in die mit Mauersteinen gepflasterte Wohnstube trat, sahen der Tagelöhner Guhl und die fünf Kinder schon am Tisch und aßen. Pellkartoffeln und Stipp; hinterher gab es noch Milchsuppe und ein Stück Brot. Nur Riele, Guhls Ehefrau, hantierte noch lärmend in der Küche herum. Nach dem Abendessen war es Sache der Männer, die Kartoffeln für den nächsten Tag zu schälen. Als sie damit beginnen wollten, zog Franz seine alte, durchnähte, blaue Jade aus und trug frei und offen das Hemd des alten Eidolt zur Schau.

„Ah, kiel eens! Franz! Von wu hast dat Hemd? Dat is woll oll Eidolt sin! — Dat is recht! — Adpen kann id Dir doch kein't nich!“ lachte Guhl aus vollem Halse. „Dat is recht!“

„Oh es recht ist, das steht wo anders! Und im übrigen ist es meine Sache. Laßt mich heut in Frieden“, entgegnete Franz kurz. Riele Guhl kam aus der Küche herein und sah ihn neugierig an. Ein Weilchen nur; dann ging sie wieder hinaus und draußen fiel die Haustür in's Schloß. Darauf hatte er gerechnet. Es würde keine halbe Stunde vergehen, dann mußte es das ganze Dorf, daß er das Hemd des alten Eidolt auf dem Leibe und auf dem Gewissen hatte. Aber mochte es gehen, wie es wollte.

So ging er auch unbekümmert um alles Gerede am anderen Morgen in gewohnter Weise an seine Beschäftigung. Knapp eine Stunde war vergangen, da war der alte Eidolt schon bei ihm.

„Gu'n Morgen, Franz! Ich hab' gehört, Du hast 'n neues Hemd an, un kein Mensch weiß, wo Du dat her hast?“ — Im Verkehr mit dem Fremden gab sich Eidolt stets die größte Mühe hochdeutsch zu sprechen. — Franz erwiderte kurz den Gruß, sonst nichts.

So fuhr denn Eidolt fort: „Na, Guhl kann Di doch keins kaufen, un — un es ist unten —“

„Gelaust ist es auch nicht, aber gestohlen ist es! Stehlen habe ich es müssen, weil ich mir eben keins kaufen kann!“ Franz war aufgestanden. All der Haß und Groll, den er so oft stillschweigend hinuntergewürgt und der ihm so lange an der Seele genagt, stieg jetzt in ihm auf. Er wurde rot und seine Augen blickten den Alten an. Dieser hatte eigentlich Franz gegenüber den Großmütigen spielen wollen, jetzt suchte er in augenscheinlicher Verlegenheit nach Worten.

„Na, hättest Du mir doch nur ein Wort gesagt, dann hätt' ich Dir doch eins geschenkt. Aber stehlen! — Aus der Stub' heraus und kein Mensch hat 'was gesehn! — Dat is 'n beten tau veell!“

„Ich hätte recht schon drum bitten sollen. Je, ja, Herr Stait-halter. — Schon im August, als ich noch krank lag, ist mir mein Hemd wie Zunder vom Leibe gefallen. Da war der Josef, der Wayer, noch hier. Und als der Baron beim Roggendreschen dann auch mal hier war, da ist er zu ihm hingegangen, draußer bei der Dreschmaschine, und hat ihm die Sache vorgezeigt und hat ihm gebeten, er möchte doch Abhilfe schaffen. Und was hat der Herr

Baron geantwortet? Was ginge ihm das an! Und das Bettelgeld käme von Berlin hier 'raus und hätte nich' mal 'n Hemd anzuzieh'n! Und Sie haben dabei gestanden und gelacht, und haben gesagt, die Berliner schickten Ihnen grade die besten Brüder hierher! Der Josef hat es mir alles erzählt, und gleich am nächsten Tag ist er auf und davon gegangen."

Eiselt war wütend geworden. Er war von seinen Leuten nicht gewöhnt, daß sie in solchem Ton zu ihm sprachen; noch dazu von einem Hofsänger, wie er die Hofsänger nannte. Aber er fühlte sich getroffen, und das wurmte ihn. Und sehr gereizt antwortete er: „Ueberhaupt so wat von unsen Herrn Baron zu verlangen! So'n feiner, vornehmer Herr hat mehr zu tun, als sich um Euch hergelaufenes Volk zu kümmern! Der spricht nich' mal mit'n Tagelöhner, viel weniger mit'n Knecht oder gar mit'n Hofsänger!" Die letzten Worte schrie er förmlich, so hatte er sich erhobt.

Franz stand ausgerichtet. Mit der Rechten hatte er seinen Stock fest umfaßt.

„Aber bei all seinem Stöße wird er nie zu vornehm sein, das Brot zu essen, das das hergelaufene Bettelvolk und die Knechte und Tagelöhner für ihn bauen!"

„Wart! — Dat is't Leht! — Dat brauch' sich so'n ehrenwerter Mann, wie uns' Baron, denn doch noch nicht nachsagen zu lassen! Noch dazu von so'n — von so'n Spitzbub!"

Das letzte Wort machte der Entrüstung des Statthalters Luft. Er stürzte, so schnell er konnte, die Treppe hinunter, und kurze Zeit darauf fuhr er in scharfem Trab in der Richtung nach Dahlenbeck, wo der Herr Baron, der Majoratsherr, wohnte, davon.

Als er zurückkehrte saßen der Dahlenbecker Gutssekretär und der Gendarm aus der nahen Kreisstadt bei ihm auf dem Wagen. —

Kleines feuilleton.

— Hausmalereien im Oekale. Von froher Kunst der Straße berichtet Dr. Ph. M. Galm in Wort und Bild in der letzten Nummer der „Denkmalpflege“. Vor allem fesselt ihn das „Gasthaus zum Stern“, vielleicht die stolzeste „Einfuhr“ in Tirol, sicherlich die künstlerisch bedeutendste. Das Haus, das der spätgotischen Zeit entstammt, erhielt durch den Pinsel eines außerordentlich geschickten Freskomalers eine ebenso reizvolle wie reiche Pier. Perspektivisch gezeichnet, in Rotviolett gemalte Sdquadernachbildungen, wie solche seit der romanischen Zeit bis ins 19. Jahrhundert allüberall bei den Fassadenmalern in Übung standen, geben dem Bau einen gewissen architektonischen Halt. Der Charakter der Ornamentik ist der der deutschen, man darf vielleicht sogar sagen, der der schweizerischen Renaissance; Dr. Galm betont, daß der Formenkreis und die Bildung der Einzelheiten mit den Hausmalereien des in Dabos gebürtigen Bündener Malers Hans Ardüser vieles gemein haben. In die freien Wandflächen fügte der Maler Szenen aus der Bibel und der Legende ein, wie „Adam und Eva“, „St. Christophorus“, „Rains Totschlag“, „Simson“; ferner kleinere Figuren; an dem Giebel ein Musikantenpaar, an der Langseite einen Bauer, der „Vellu“ und sein Weib, die „Elffe“, er mit Garbe und Sichel, sie mit Hahn und Eierkorb, dann ein Bettlerpaar und schließlich Ritter „S. Jörg“ und „Josua“. Während die späteren Hausmalereien sowohl in Tirol wie in Altbayern durchaus biblische Szenen und Heiligenbilder bieten, erkennt man an dem „Stern“ den Geist der Renaissance auch in den Allegorien des „Glaubens“ am Erkeransatz und der „Gerechtigkeit“ über einem Tor der Langseite. Noch heute sind die meisten Malereien ziemlich gut erhalten, was bei ihrem Alter von rund dreihundert Jahren und dem schnee-reichen Tale um so mehr zu verwundern ist. — („Voss. Z.“)

t. Die Grenzen der menschlichen Widerstandskraft. Die Rettung der Ueberlebenden von Courrières, von denen 18 nicht weniger als 20 und einer sogar 25 Tage unterirdisch begraben gewesen waren, hat nicht nur eine große Aufregung in der ganzen Welt hervorgerufen, sondern auch sachverständige Gelehrte zu Gedanken über den Grad der menschlichen Widerstandskraft angeregt. Das Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung macht darauf aufmerksam, daß die Erhaltung des Lebens auf so lange Zeit nicht so selten ist, wie man denken möchte. Ein Bergmann in den Kohlengebieten des nordöstlichen Pennsylvanien war sogar noch länger als jene französischen Bergleute eingesperrt gewesen und erholte sich doch vollkommen. Die amerikanische Zeitschrift hält daher die Vorwürfe wegen der Nachlässigkeit des Rettungswerks in Courrières durchaus für berechtigt und ist auch unvoreingenommen genug, den dort anwesend gebliebenen Ärzten vorzuhalten, daß sie in ihrem Widerspruch gegen die Verschleppung der Rettungsarbeiten nicht eifrig genug gewesen seien. Sie hätten es wissen und daran denken sollen, da es nach früheren Erfahrungen durchaus möglich war, auch nach einer Woche oder zehn Tagen oder sogar noch längerer Zeit wenigstens einen Teil der begrabenen Leute lebendig vorzufinden. Man scheint sich dort allgemein des Glaubens hingegeben zu haben, daß ein Mensch notwendig innerhalb von 4 bis 6 Tagen zugrunde gehen müsse, wenn er nichts zu essen bekommt. Die Beobachtungen jedes Arztes dürften genügen, ihm die Ueberzeugung zu geben, daß der Bestand des Lebens ohne jede Nahrungs-

zufuhr etwa drei Wochen lang möglich ist, vorausgesetzt, daß eine genügende Menge von Flüssigkeit erhalten werden kann, um die Lebenskraft auf Kosten des Verbrauchs der Gewebe des Körpers aufrecht zu erhalten. Nur bei völligem Wassermangel ist der Tod binnen fünf Tagen allerdings die Regel, während sich andernfalls eine bestimmte Grenze nicht angeben läßt. Gewisse Erfahrungen mit hysterischen Patienten und mit Leuten, die an lethargischen Zuständen leiden, abgesehen von den allbekannten Experimenten der Hungertänstler, scheinen zu beweisen, daß menschliche Wesen ganz wohl 40 bis 60 Tage ohne Nahrung aushalten können. Eine solche Widerstandskraft ist in hohem Grade abhängig vom Ausschluß körperlicher Anstrengungen. Bergleute, die durch einen Unfall in einem Teil des Bergwerks eingeschlossen sind, können daher zugunsten ihrer schließlichen Errettung weit mehr dadurch tun, daß sie sich ganz ruhig verhalten, als daß sie erhebliche Anstrengungen zur Selbsthilfe aufwenden und sich dadurch erschöpfen. —

Medizinisches.

h. Der Zahnschmerz und seine Ursachen. Schon der Umstand, daß beim Zahnschmerz die schmerzende Empfindung sich sehr verschiedenartig äußert, deutet darauf hin, daß auch beim Zahnschmerz die Entstehung des Schmerzes auf verschiedenen Ursachen beruhen muß. Mit einiger Vertiefung wird man jedoch vernehmen, daß es nicht weniger wie 24 Arten des Zahnschmerzes gibt, wie dies jüngst der Wiener Zahnarzt Kronfeld sehr eingehend geschildert hat. Da jeder Zahnschmerz in seiner Ursache richtig erkannt werden muß, soll er richtig behandelt werden, so ergibt sich daraus, daß die Kunst des tüchtigen Zahnarztes als gar keine geringe zu veranschlagen ist. Oft hilft der Patient dem Arzt auf die Spur, indem er den Sitz des Uebels genau anzugeben weiß. Das ist aber nicht immer der Fall, ja es ist für manche Zahnkrankheiten charakteristisch, daß nicht der franke Zahn als Sitz des Schmerzes angegeben wird, sondern ein gesunder, oft wird sogar der schmerzende Zahn in die gesunde Kieferhälfte verlegt. Daß unter diesen Umständen leicht ein verkehrter Zahn behandelt, ja gezogen werden kann, ist nicht weiter verwunderlich. Verhältnismäßig leicht ist die Ursache des Zahnschmerzes zu ermitteln, wenn sich an dem schmerzenden Zahn ein Defekt findet. Oft ist aber an dem schmerzenden Zahn mit den gewöhnlichen Untersuchungsmethoden nichts wahrzunehmen. Man spricht dann von nervösen oder rheumatischen Zahnschmerzen. Zweifelloshandelt es sich dabei aber auch um bereits schadhafte Zähne, bei welchen u. a. ein Temperaturwechsel eine Verschlimmerung des Leidens und der Schmerzen hervorruft. Auch die Art des Schmerzes wird dem Zahnarzt oft bei der Ermittlung des Zahnleidens die Spur zeigen. Denn derselbe ist oft ganz charakteristisch, er wird manchmal vermehrt bei der Berührung, ist verschieden je nach der Einwirkung der Kälte und Wärme, er ist ununterbrochen, oder tritt bloß anfallsweise auf.

Am häufigsten entstehen Zahnschmerzen bei der Entzündung des Zahnfleisches. Dabei ist der Zahn gegen Temperaturwechsel und namentlich gegen Kälte sehr empfindlich. Zuerst treten die Schmerzen anfallsweise auf, später halten sie ständig an. Bei der Entzündung der Zahnwurzelhaut ist der Zahn gegen stärkeren Druck äußerst empfindlich, Kälte wirkt dagegen wohlthuend. Die Zahnschmerzen lassen bekanntlich nach, wenn sich eine eitrige Geschwulst, das sogenannte Zahngeschwür, gebildet hat. Auch vom Zahnbein können Schmerzen ausgehen, ferner auch bei verkehrter Stellung der Zähne. Menschen, die im Schlafe die Kiefer fest aufeinanderpressen und mit den Zähnen knirschen, leiden auch öfters an Zahnschmerzen. Daß Fremdkörper zwischen den Zähnen, Vorsten von Zahnbürsten, Fasern von Zahnstochern und Knochenplitter aus der Nahrung Schmerzen verursachen können, liegt auf der Hand, ebenso bekannt sind die Schmerzen beim Durchbruch der Zähne. Interessant und oft rätselhaft ist der sogenannte Zahnleiden Schmerz, der nach dem Ausziehen der Zähne entsteht, manchmal wochenlang anhalten kann und in seinen Ursachen oft schwer verkannt wird. Zahnschmerzen entstehen endlich noch bei Augen-, Ohren- und Nasenleiden, sowie bei dem sogenannten Gesichtschmerz. —

Humoristisches.

— Beim Antiquitätenhändler. „Der Fortuna fehlt ja die ganze Nase!“

„Na, 's Glück ist doch nie vollkommen!“ —

— Drastisches Mittel. Weinwirt: „Jetzt hab' ich die richtige Sort! . . . Der zieht 's Maul so s'amm', daß f' gar nimmer schimpfen können!“ —

— Beim Abschied. Von einem Bankier verabschiedet sich auf dem Bahnhof Verwandte und Bekannte. Kurz vor Abfahrt des Zuges reicht ihm seine Schwägerin noch eine Tafel Schokolade mit den Worten: „Damit Du nicht verhungerst!“

Darauf sagt sein Vetter, ihm ein Fläschchen mit Kognal übergebend: „Hier, damit Du nicht verdurstest!“

Seine vierjährige Nichte, die aufmerksam zugehört hat, soll ihm nun noch ein Weichensträußchen reichen. Sie tut dies auch, ans Coupéfenster emporgehoben, mit den Worten: „Hier, lieber Onkel, damit Du nicht verduftest!“ —

(fliegende Blätter.)